



Eberhard Geisler **Gemeinschaft der Heiligen**
zugleich eine Revision von Goethes **Werther**

Gans Verlag





Eberhard Geisler

Gemeinschaft der Heiligen
zugleich eine Revision von
Goethes *Werther*

Gans Verlag

Halt inne, o Gemütte!
Wohin leitestu mich?

Quirinus Kuhlmann

So, wie es jetzt war, dachte Helmut, so könnte es bleiben. Er streckte sich behaglich auf dem Gartenstuhl aus, ließ von der Terrasse des Hauses aus, von dessen Besitzern, einem befreundeten Ehepaar, er an diesem Tag eingeladen worden war, den Blick über den weiten See schweifen, der sich an dieser Stelle besonders schön darbot, und nippte zufrieden an seinem Glas mit Weißwein. Sie saßen zu dritt beisammen, und das war jetzt gut so. Veronika war älter geworden wie jeder von ihnen, aber Helmut liebte an ihr noch immer die etwas markant gezogene Nase, die er damals mit jenen thüringischen Prinzessinnen in Verbindung gebracht hatte, die auch Goethe gefallen haben mussten. Sie war in einem Städtchen irgendwo im Westen Deutschlands aufgewachsen, aber irgendwie war es ihm so vorgekommen, als hätte sie gut und gern am Hof in Weimar verkehrt haben können. Zu ihr war er in jungen Jahren in heftiger Liebe entbrannt – nie hatte er sich an seiner Seite eine andere Frau vorstellen mögen als sie, als *seine* Veronika –, aber es war bald klar gewesen, dass es nicht zu der ersehnten Verbindung kommen würde. Veronika war längst einem Andern versprochen gewesen, Raimund, den sie damals bald auch heiraten sollte und der an diesem Nachmittag nun neben Veronika auf der Terrasse saß. In seiner tiefen Enttäuschung hatte Helmut damals tatsächlich darüber nachgedacht, seinem Leben ein Ende

zu setzen, es zum Glück dann aber doch nicht getan. Raimund saß schweigend auf seinem Stuhl, zurückhaltend, wie es wohl schon damals seine Art gewesen war, sein Liebesglück zu genießen. Wenn Helmut jetzt, im Alter – er zählte bald zweiundsiebzig Jahre –, auf sein Leben zurückblickte, empfand er tiefes Einverständnis. Es dämmerte allmählich, und über dem See lag ein Hauch silbrigen Glanzes.

*

Es war jetzt ein, zwei Jahre her, dass Helmut wieder einmal zu Goethes *Leiden des jungen Werthers* gegriffen hatte, die er in fernen Studententagen in einer Taschenbuchausgabe gelesen hatte. Die Geschichte ist bekannt: Goethe war am 10. Mai 1772 nach Wetzlar gereist, um am dortigen Reichskammergericht seine juristische Ausbildung zu vervollkommen. Auf einem Tanzfest in Volpertshausen, einem Dorf in der Nähe von Wetzlar, hatte er die neunzehnjährige Charlotte Sophie Henriette Buff kennengelernt und sich in sie verliebt. Als er einsehen musste, dass Charlotte ihre bereits bestehende Verlobung mit Johann Christian Kestner seinetwillen nicht aufgeben würde, verabschiedete er sich von beiden brieflich und verließ die Stadt, in der die junge Frau lebte und in der er auch ihren späteren Ehemann

kennengelernt hatte. Zurück in Frankfurt, erhielt er von Kestner die Nachricht, dass sich ihr gemeinsamer Bekannter Karl Wilhelm Jerusalem in seiner Wetzlarer Wohnung das Leben genommen hatte. In *Dichtung und Wahrheit* würde er später notieren, dass Jerusalem's Tod seinerzeit »durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht ward«. Damit konnte Goethe beginnen, seine unglückliche Liebesgeschichte literarisch zu verarbeiten und Werthers Geschichte mit dessen Selbstmord enden lassen. Sein Buch erschien 1774, kurz nach den persönlichen Erlebnissen mit Fräulein Buff. Helmut hatte sich für seine Relektüre die 1994 erschienene Ausgabe von Waltraud Wiethölter besorgt, die umfänglich kommentiert war und von der er sich neue Einsichten über das Werk des jungen Dichters erhoffte. Er brauchte nicht lange zu blättern, um eine Stelle zu finden, die ihn aufmerken ließ. Am 21. Juni hatte Werther in einem der Briefe an seinen Freund Wilhelm, in denen er von seiner Begegnung mit Charlotte und seiner zu ihr entflammten Liebe berichtete, Folgendes notiert: »Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen ausspart, und mit mir mag werden was will; so darf ich nicht sagen, dass ich die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens nicht genossen habe.« Diese Hingabe an den Augenblick, zu der dieser junge Mann da fähig war, fand Helmut, war wirklich beeindruckend

und Kennzeichen einer wahren poetischen Natur. An dieser Stelle hatte Goethe die Liebenden in ihrem Glück sogar in den Stand der Heiligkeit versetzt! Er kannte den Dichter doch sonst eher als nüchternen, pragmatischen Autor, der Kirchen zwar hinsichtlich ihrer Architektur bewundern konnte, aber keinerlei Frömmigkeit empfand, wenn er sie einmal betrat, sich vor einem Anflug von Frömmigkeit sogar ausdrücklich in Acht nahm.

*

Raimund, sein einstiger Rivale um Veronikas Hand, war ein feiner, hochgebildeter Mensch, gegen den Helmut schon lange keine Ranküne mehr hegte. Ein paar Jahre älter als er selbst, hatte Raimund, als sie sich kennenlernten, an seiner Habilitationsschrift über ein kunstgeschichtliches Thema gearbeitet und später sein Fach an der Universität Zürich gelehrt. Während dieser Zeit in der Schweiz hatte er einmal ein Buch über Ferdinand Hodler und dessen zahlreiche Darstellungen des Genfersees geschrieben. Raimund hatte bewundert, auf welcher ätherischen Weise der Maler den Seeblick gestaltet hatte, die bläulich verschwimmende Weite, die in der Ferne durch die Berge der französischen Seite begrenzt war. Die Beschäftigung mit diesen Gemälden hatte sicher dazu beigetragen, sich für dieses Anwesen an einem

See irgendwo in der deutschen Provinz zu entscheiden, auf dessen Terrasse sie nun zusammensaßen, aber vor allem auch liebte er Kunst als Möglichkeit eines Ausdrucks, der auf Worte nicht angewiesen war. Das war ihm lieber als den Gesprächen zu folgen, die seine Gattin mit ihren Kollegen über Gegenstände der Literatur zu führen pflegte. Veronika hatte Literaturwissenschaft studiert wie er, Helmut, noch dazu am selben Deutschen Seminar, und bald einen bedeutenden Lehrstuhl für Germanistik an einer süddeutschen Universität errungen. Er selbst hatte zwar schon Vorarbeiten zu einem zweiten wissenschaftlichen Buch in der Schublade gehabt, dann aber eine Stelle im akademischen Mittelbau angeboten bekommen und die Gelegenheit ergriffen; ihm war es recht gewesen. Neidlos musste er anerkennen, dass Veronika und Raimund eine wunderbare Verbindung gelungen war. Beide liebten das Schöne, jeder aber auf andere Weise. Er war dem Bild verfallen, sie dem Durchwandern der Schrift. Auf der Terrasse sitzend, streckte er allmählich die Beine aus, als dürfe er sich hier zu Hause fühlen.

*

Einmal, damals, hatte er ihr in der Bibliothek die Leiter halten dürfen, weil sie in der obersten Reihe des Regals

ein bestimmtes Buch gesucht hatte. Ihm hatte gefallen, wie zielsicher überhaupt sie in ihrem Studium zu Werke gegangen war, hatte sich aber kaum getraut, ihr in diesem Augenblick nachzuschauen, wie sie in ihren Blue Jeans, die wie angegossen saßen und sich von den Röcken, in denen die meisten anderen Studentinnen in jenen Jahren noch steckten, überraschend als Besonderheit abhoben, die Stufen der Leiter erklomm. In der Erinnerung ist dieses nur flüchtig erhaschte Bild für ihn immer mit sexueller Erregung verbunden gewesen.

*

Am Nachmittag, als die Sonne noch kräftig auf die Terrasse geschienen hatte, hatte Veronika Pflaumenkuchen zum Kaffee serviert, den sie am Vortag gebacken hatte. Tatsächlich sollte Helmut nie wieder eine Frau kennenlernen, die einen so leckeren Pflaumenkuchen von herrlicher säuerlicher Süße, mit Mandelblättchen und Zimtucker, zu backen verstand wie sie. So kennt wohl jeder von uns bestimmte Genüsse, dachte er, die er plötzlich entbehren muss, wenn er sich von einem geliebten Menschen hat trennen müssen, der sie einem oftmals und wie selbstverständlich bereitet hatte. Er schob sich einen Bissen in den Mund, froh darüber, dass so etwas Schmackhaftes überhaupt in der Welt

war, von wem auch immer es zubereitet worden war. »Du hast angedeutet«, sagte Veronika, »dass du jetzt dabei bist, zum ersten Mal etwas wie eine Erzählung zu schreiben. Erzähle uns doch genauer, was du da vorhast, Raimund weiß noch gar nichts davon.« – »Ja, wisst ihr, ihr beiden, ein guter alter Freund in Berlin, der mich und meine Arbeiten kennt, hat mir neulich am Telefon empfohlen, nach meinen Bemühungen, die Philologie sozusagen von innen aufzubrechen und verstärkt meinen eigenen Empfindungen zu folgen, die Gelehrsamkeit völlig aufzugeben und selbst zu erzählen. Ich bin für diesen Ratschlag sehr dankbar und habe mir dazu folgende Gedanken gemacht. Ich werde nicht verleugnen, dass ich Philologe bin, sondern gleichsam am Geländer der Überlieferung bleiben will, um dem Gang meiner eigenen taumelnden Erfahrung sicheren Schritt zu verleihen. Auch wenn ich den Ratschlag meines wohlmeinenden Freundes, mehr Selbständigkeit zu wagen, sehr ernst nehme, könnte es doch etwas Kostbares sein, eine Verwebung der Zeiten anzustreben, die Zeit meiner eigenen Lebensgeschichte und diejenige der auf uns überkommenen Literatur wie Folien übereinander zu legen, so dass schreibend die Zeit selbst zum Stillstand käme. Heraus mit der Sprache, jawohl, da stimme ich meinem Freund zu, aber ich spüre, dass mein Eigenes sich erst in der Auseinandersetzung mit

den Alten selbst findet und deren Lebendigkeit bedarf.« – »Einerseits findest du also die Idee schön, die Zeit zum Stillstand zu bringen, andererseits willst du auf diese Weise aber auch Differenzen zwischen dir und den Werken der Vergangenheit deutlich werden lassen, so dass, sagen wir mal so, auch Fortschritte der wissenschaftlichen Erkenntnis mit einfließen können?«, fragte Veronika nach einer Weile. »Ja, die Zitierbarkeit der Alten finde ich eine wunderbare Möglichkeit, aber ich möchte mich von ihnen auch abheben und neue Einsichten einbringen dürfen«, antwortete Helmut, »wozu bin ich denn Philologe gewesen?« – Es war warm an diesem Nachmittag gewesen, und über den See waren leicht sich kräuselnde Wellen gezogen.

*

»Du meinst also«, stellte Veronika fest, »dass es Dinge gibt, die man nicht abhandeln, von denen man nur erzählen kann? Aber ist das nicht trivial? Die gesamte literarische Überlieferung existiert doch nur, weil Autoren und Autorinnen davon überzeugt gewesen sind, dass sie ihre Anliegen durch keine andere Art und Weise zum Ausdruck bringen konnten als durch Erzählen?« – »Ja, natürlich; es könnte aber einen Punkt geben, an dem, was außerhalb literarischen Erzählens,

in theoretischen Abhandlungen oder sonstigen Schriften, niedergelegt ist, herangezogen werden will, um in Erzählung überzugehen.« – »Du sprichst in Rätseln«, brachte Veronika etwas ratlos hervor, »so wortkarg hättest du deinen Studenten gegenüber sicher nicht bleiben dürfen«. – »Ja«, fügte Helmut hinzu, »ich muss noch lesen, um erzählen zu können, und zunächst wohl noch Erzählungen lesen.«

*

Helmut war nicht entgangen, dass Goethe im *Werther* die strenge Erzählform aufgegeben und durch eine lose Abfolge von Briefen ersetzt hatte. An einer Stelle bringt er die literarische Sprunghaftigkeit seines Helden zwar mit dessen extravaganten, zur bürgerlichen Ordnung querstehenden Vorstellungen in Verbindung, lässt für einen Augenblick aber die Möglichkeit aufblitzen, das traditionelle, folgerechte Erzählen sei am Ende bieder und spießig. Werther schreibt an Wilhelm: »Und dass du nicht wieder sagst: meine überspannten Ideen verderben alles; so hast du hier lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenschreiber das aufzeichnen würde.« Ja, vielleicht ist es das, dachte Helmut, statt alles in eine zeitliche Reihenfolge zu setzen und die Vorstellung von Kontinuität als selbstverständliche

Gegebenheit hinzunehmen, immer wieder neu ansetzen beim Schreiben, wie Werther es getan hat, dabei überspannte Ideen, wie er sie gehabt hat, aber meiden.

*

»Du willst also wirklich eine Erzählung aus den Zitaten anderer Autoren schreiben?«, fragte Veronika, die zwar in der Literatur des 20. Jahrhunderts überaus bewandert war und viele ihrer formalen Neuerungen kannte, aber jetzt doch eher Zweifel hegte, »ein bisschen merkwürdig ist das schon.« Helmut überlegte eine Weile und meinte dann: »Vielleicht versuche ich auch nur, aus der Not eine Tugend zu machen, weil ich von Hause aus gar kein Erzähler bin. Aber mir gefällt die Vorstellung, dass der Diskurs sozusagen vom einzelnen Subjekt losgelöst wird; andere haben schon geredet, und ich rede mit. Und du auch, und Raimund auch. Ich glaube, das ist wirklich nichts Neues.«

*

Erzählen hat dem Theoretisieren voraus, dachte Helmut, dass es loslassen kann. Und vielleicht taugt nur eine Theorie, die sich danach sehnt, endlich Erzählung zu werden und loslassen zu können. Und er schrieb in

sein Tagebuch: Manchmal träume ich von Ruderschlägen in die Literatur, die mir gestatten, selbst sachte vorwärts zu kommen.

*

Helmut hatte es Goethe eigentlich immer übelgenommen, dass er vom Überschwang seines *Werther*, der unbekümmert Konventionen brach, in späteren Jahren abgerückt war. Bei allem Verständnis für den Enthusiasmus dieses jungen Mannes war in seinem Roman doch bereits angelegt, warum er, trotz mancher Ähnlichkeiten mit dem Empfinden seines Helden, der ähnlich in der Anschauung der Natur schwelgen konnte wie er, bald entschiedene Distanz zu ihm einnehmen würde. Jetzt fand Helmut nämlich auch einen Hinweis, den er fast überlesen hätte, der aber doch erklären konnte, warum der Dichter seiner Figur während des Schreibens schon die kalte Schulter hatte zeigen wollen. Am 12. August berichtet Werther von einem Gespräch, das er mit Albert, Charlottes Verlobtem, am Vortag geführt hat. Werther hatte die Pistolen angesprochen, die der brave Albert, bloß *pro forma*, wie er sagt, also nicht zum tatsächlichen Gebrauch, in seiner Wohnstube aufbewahrt hat. Er hat aber gar keine Lust, sich Alberts Ausführungen über die Vernunft seines Entschlusses

anzuhören, die Waffen stets ungeladen zu lassen. Stattdessen reagiert er wie folgt: »... ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffahrenden Gebärde drückte ich mir die Mündung der Pistole übers rechte Auge an die Stirn.« Werther ist damit auf das Thema des Selbstmords gekommen, das ihn zu diesem frühen Zeitpunkt bereits beschäftigt. Im Anschluss an diesen spontanen, Albert sicher höchst befremdenden Gestus hält er eine Suada, in der er die bürgerliche Welt, der ja auch der beflissene Verlobte Lottes angehört, in ihrer Nüchternheit, strengen Sittlichkeit und von Gleichmaß bestimmten Existenz aufs schärfste geißelt. Er weiß um seine eigene Außenseiterrolle, verteidigt sie aber: »Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, und meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinne, und beides reut mich nicht, denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentlichen Menschen, die etwas Großes, etwas unmöglich Scheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien musste.« Albert reagiert naturgemäß verständnislos und meint: »Das sind nun wieder von deinen Grillen«. Damit aber ist zum zweiten Mal das Wort gefallen, das Goethe für die Abwehr solchen Devianzen auch später noch gerne gebrauchen sollte und das, meist im Plural verwendet, in der damaligen Epoche durchaus geläufig war: die Grillen.

Werther weiß ja selbst, dass er ihnen verfallen ist («ich verfiel in Grillen«). Das Wort bezeichnete seltsame, wunderliche Einfälle, die eine realitätsfremde Person haben konnte, Schrulligkeiten oder Hirngespinnste, die fürs Tagesgeschäft als hinderlich galten. Goethe hat es in diesem abwertenden Sinn benutzt. Bereits der Lyriker Johann Christian Günther hatte damit etwas verbunden, was gesunder Lebensnähe abträglich und versponnen war – »Ich will lachen .../andere mögen Grillen fangen« –, und Goethe hat es gleichfalls als Pejorativum eingesetzt, um alles von sich fernzuhalten, was ihm geistiger Gesundheit zu entbehren schien. Er schrieb zum Beispiel: »so zerrüttet auch Dürer mit apokalyptischen Bildern,/Menschen und Grillen zugleich, unser gesundes Gehirn«, befand an anderer Stelle: »Ich überlasse den Finanzverständigen zu urteilen,/ob es Gedanke oder Grille war« und ließ schließlich Mephistopheles zu Faust sagen, um dem verzweifelten, nach Wahrheit suchenden Studiosus heilsamen Pragmatismus zu lehren: »Denn dir die Grillen zu verjagen/bin ich, als edler Junker, hier«. Mit seinem *Werther* hatte Goethe etwas Eigenes beschrieben, das ihm vertraut gewesen war, es zugleich aber abwehren wollen; er hatte sich selbst wieder zur Tagesordnung gerufen.

*

Bei seiner erneuten Lektüre des *Werther* war Helmut wieder eingefallen, dass die Germanisten schon lange auf das Paradox aufmerksam gemacht hatten, dass der verliebte junge Mann in Wetzlar zahlreicher intertextueller Verweise bedarf, um sein eigenes Inneres zum Ausdruck zu bringen. Werther nennt das Dilemma, wenn er seinem Freund Wilhelm schreibt, dass er seiner Bibliothek nicht mehr bedürfe, aber die Tiefe seiner Empfindung bei Homer wiedergefunden habe: »Du fragst, ob Du mir meine Bücher schicken sollst? Lieber, ich bitte dich um Gotteswillen, lass sie mir vom Hals. Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert sein, braust dieses Herz doch genug aus sich selbst, ich brauche Wiegengesang, und den hab ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer.« Berühmt ist die Stelle geworden, an der Werther und Lotte, nachdem sie zusammen getanzt haben, ein Gewitter, das über sie hereingebrochen war, sich verzogen hat, lediglich den Namen Klopstocks nennen müssen, um – zumindest nach Werthers Dafürhalten – seliges Einverständnis zu verspüren, das sie nicht nur in ihrer Verehrung für den Dichter, der 1759 die *Frühlingsfeier* geschrieben hatte, sondern auch in ihrer tränenreichen Anbetung der Natur miteinander vereint. »Wir traten ans Fenster, es donnerte abseitswärts und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch

stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt, und ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte – Klopstock! Ich versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Lösung über mich ausgoss. Ich ertrug nicht, neigte mich auf ihre Hand und küsste sie unter den wonnevollsten Tränen. Und sah nach ihrem Auge wieder – Edler! hättest du deine Vergötterung in diesem Blicke gesehen, und möcht ich nun deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören!« Auch Waltraud Wiethölter hat in ihrem Kommentar zu den *Leiden des jungen Werthers* auf die faktisch reiche Intertextualität des Romans hingewiesen, auf dessen »ins Unendliche zielenden diskursiven Verknüpfungen, Kontaktnahmen, Kreuz- und Querverbindungen«. Die Kommentatorin spricht von Ironie und schreibt: »Wie es sich gehört, ist diese Ironie nämlich nicht Selbstzweck, ist keine Gelegenheitshäme, sondern dient einer Erkenntnis, die den Roman in seinem innersten Kern betrifft. Zur Debatte steht die Liebesgeschichte, die Werther als etwas Einmaliges, Nichtwiederholbares erlebt, die ein derartiges Prädikat jedoch nicht entfernt für sich beanspruchen kann, weil auch sie – nach Lage der Dinge nicht gerade überraschend – die empfindsame Wiederbelebung von

Texten, Bildern und Imaginationen ist, die im Register der kulturell erprobten Diskurse längst ihren Platz gefunden hatten.« Und Wiethölder resümiert: »Werther und Lotte sind, auch wenn die Rezeptionslegende das bislang anders wollte, nicht das unverwechselbare Paar, das im Wettbewerb der Gefühle jeden Vergleich außer Kraft setzt; sie sind die Agenten eines Gedächtnisses wohlfeiler Diskurse, das mit individueller Erinnerung wenig oder nichts zu tun, dafür aber die Macht hat, sich wie immer – nach Belieben und den Gesetzen des Zufalls – zu reproduzieren.«

*

Helmut fiel wieder ein, dass Veronika, als sie sich entschieden hatte, sich nicht weiter auf ihn einzulassen, sondern bei Raimund zu bleiben, zu ihm gesagt hatte: »Weißt du, ich habe mich auch deshalb so entschieden, weil du es einfach an ehemännlichem Führungsverhalten mangeln lässt. An Raimunds Schulter kann ich mich anlehnen, er weiß, was er will.« Mein Gott, musste Helmut jetzt denken, ich bin dem jungen Werther damals ja ziemlich ähnlich gewesen. Kein Wunder, dass Lotte ihren Albert, Veronika ihren Raimund geheiratet hat.

*